

ANTRAGSÜBUNG

Ich stoße auf den Kurs in einer dieser Fortbildungsbroschüren für Hochschulmitarbeiter_innen. Trotz typografischer Zeitgenossenschaftsbemühungen sieht man ihr das Alljährliche ihres Eintreffens in den Fakultätspostfächern Niedersachsens an. Auf meinem Schreibtisch wird sie zunächst von Bachelorarbeiten verschüttet, später fällt sie mir wieder in die Hände, und ich finde auf einer Seite mit Schulungen für das Stellen von Förderanträgen ein etwas verstörendes Post-it, das ich dort bestimmt nicht eingeklebt habe. Darauf ein Smiley und der Halbsatz «Wäre doch was für dich ...». Ich überlege, was oder wer dahinterstecken könnte. Eine Stichelei der Institutskolleg_innen, die keine Anträge schreiben müssen oder wollen? Die Sekretärin, die Institutsleitung? Vielleicht nur eine Erinnerungslücke.

Zwischen Selbst- und Fremddappell, angesichts nahender Evaluation und steigendem Zielvereinbarungsdruck melde ich mich an. Außerdem treibt mich ein vages Forschungsbegehren, denn es ist kein Zufall, dass sich die Entdeckung der *techniques du corps* in Marcel Mauss' Begründungstext für die gegenwärtige Kulturtechnik-Diskussion dem Schwimmunterricht verdankt. Übungen sind genuine kulturtechnische Milieus. Ob bei den Techniken der Gewöhnung an das Wasser oder im allmählichen pädagogischen Siegeszug des Kraulens – bei Mauss zeigt sich der Körper als Gefüge operationaler Ketten im Moment ihres Erlernens durch beinahe ertrinkende Novizen.¹ Ob das auch auf die Köpfe im Antragswesen des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebs zutrifft, würde mich interessieren.

Die Ortsangabe in der Bestätigungsmail schickt mich in den 15. Stock eines Verwaltungshochhauses der Medizinischen Hochschule. Unten im Erdgeschoss die Universitäts-Kita, im Übrigen scheint das Gebäude stillgelegt. Der Fahrstuhl geht nur bis in den 14. Stock, man gelangt durch eine verwirrende Anordnung von Brandschutztüren auf eine ersichtlich als Raucherbalkon genutzte Empore und von dort aus in den Seminarraum. Ich bin zu spät und setze mich so in die Vorstellungsrunde, dass sie bereits an mir vorbeigegangen sein müsste. Ein durchsichtiges Manöver, ich werde noch mal aufgerufen.

¹ Marcel Mauss: Die Techniken des Körpers, in: ders.: *Soziologie und Anthropologie*, Bd. 2, München 1978, 199–222, hier 200.

Es herrscht, wie immer in den ungelenkten biografischen Statements zu Beginn eines Workshops, der Zauberbann der Mimesis. Irgendwann sind die Vorredner_innen explizit oder implizit in den Wortmeldungen präsent und die Performance der Individualität entspannt sich zusehends. Motivationen und Vorstellungen gleichen sich einander an, verbale Gruppen und Untergruppen bilden sich. Fast jede_r hat eine Idee und will wissen, wo sie untergebracht werden könnte. Einige haben Erfahrung mit Anträgen, die meisten nicht. Ich falle ein wenig aus dem Rahmen, als ich von einem Antrag erzähle, aus dem ich herausgekürzt wurde. Einige Augenpaare weiten sich irritiert bis mitleidig, erst als ich meine Forschungsrichtung erwähne, lächeln die meisten wieder verständnisvoll. Wir schreiben unsere Namen auf kleine melonenstückförmige Aufstellungsschilder, die zuweilen im Luftzug aus der geöffneten Balkontür wie in verborgener Verabredung nacheinander wippen.

Ich bin der einzige Teilnehmer mit medien- und kulturwissenschaftlicher Vita. In einer Diskussion um Kooperationsanträge werde ich als Beispiel für unsinnige fächerübergreifende Zusammenarbeit herangezogen. In der Gruppenarbeit muss auch immer ich ans Whiteboard, «Literarisches Schreiben», der Witz dehnt sich über den Tag. Immerhin lerne ich, dass auch Biochemikerinnen prekäre Stellen verstetigen und Ernährungswissenschaftler ihre Forschung drittmittelfinanzieren müssen. Eine schüchterne Zoologin möchte die Nasenaffen auf Borneo durch Einsammeln ihrer Stuhlproben erforschen. Diesen Antrag würde ich wirklich gerne lesen. Eine Gruppe Medizinerinnen benötigt Feedback für ihren Zugriff auf das Thema Krankenhausmanagement. Die Diskussion darüber versiegt recht schnell.

Die Kursleiterin hat über das Tragverhalten tiefliegender Salzkavernen promoviert, was mir allegorisch genug im Hinblick auf das von ihr vorgestellte Tagesprogramm erscheint. Wir erhalten einen Crashkurs in Antragstektonik: Klar benennbarer Forschungsbedarf (Atommüll-Endlagerung) erfordert kontrollierbaren Forschungs-Output (Salzkaverne hält). Das ist die wichtigste Lektion des Tages: Forschungsziele müssen in Anträgen spezifisch, messbar, angemessen, realistisch und terminierbar sein. Die Anfangsbuchstaben dieser Reihe ergeben eine als Appell an den Common Sense getarnte Projektmanagement-Doktrin (*be*) *s.m.a.r.t.* aus den 1980er Jahren.² Sie wird in Grundzügen vorgestellt, bei der Erwähnung der Messbarkeitskriterien fällt ein leicht unsicherer Blick auf mich. Das käme ja aus der Wirtschaft, man könne natürlich «nicht immer alles hundertprozentig» übertragen. Ein schöner Satz. Wenn ein Universalitätsanspruch dreifach negiert werden muss, dürfte er ziemlich wirksam sein.

«Wie formuliert man also seine Forschungsinteressen als realistisches Ziel?» Diese Überleitung hängt einige Lidschläge lang in der Luft, alle verstecken sich hinter ihren Kaffeebechern. Allerdings sagt mir das leicht triumphierende Abwarten der Seminarleitung, dass wir es ohnehin mit einer semi-rhetorischen Frage zu tun haben. «Mit Brainstorming?» Ein zaghafter Versuch aus der Medizinerinnengruppe. «Mit Empathie», kommt die *stum*

² George T. Doran: There's a S.M.A.R.T. way to write management's goals and objectives, in: *Management Review*, Vol. 70, Nr. 11, 1980, 35–36.

gun-Replik. Uns Verdatterten wird die erste Mitmachübung anmoderiert: Wir versuchen, die Perspektive auf den Antrag zu wechseln und ein Förderprogramm zu entwerfen.

Projekt «Erdbeere 2020». Das Szenario: Ein großer Agrarproduzent möchte in einem Zeitraum von fünf Jahren die Rentabilität seiner Fruchtplantagen erhöhen. Ich diskutiere mit einer Windkanalingenieurin, einer Chemikerin und einem Maschinenbauingenieur über die Ausschreibung: Nur für bestimmte Disziplinen oder disziplinenoffen? Aber welche Disziplinen sind für die Erdbeere zuständig? Der Ernährungswissenschaftler ignoriert unser Hilfsersuchen. Wir einigen uns schließlich auf interdisziplinär. In der konkreten Ausgestaltung des Programms zeigen meine Mitförder_innen gewisse Radikalisierungstendenzen, die mein Tipp für den gewünschten pädagogischen Effekt der Übung wären. Die Chemikerin wirkt etwas agitiert, als sie für rein wirtschaftliche Parameter bei der Evaluation der Forschungsziele eintritt. Der Maschinenbauingenieur setzt eine rigide Sanktionspolitik schon bei geringen Verstößen in der Ergebnisdokumentation durch. Schließlich formulieren wir einen Ausschreibungstext, der einen Paradigmenwechsel in der Erdbeerforschung einläuten dürfte.

Nach dem Mittagessen: Förderdatenbanken, Personalbedarf und Kostenpläne. Wir gehen Check-Listen durch, brainstormen und entwerfen Tabellen. Interessant, wie sich Projekte durch Anwendung standardisierender Schrifttechnik fast von selbst verändern. Ich entwickle ein Dummy-Forschungsvorhaben, «Mind-Games in Literatur und Film seit den 1960er Jahren», das sich zum Ende hin als interdisziplinärer Antrag zu medizinisch-psychologischen Tests im 20. Jahrhundert liest. Wie das Post-it, das mich überhaupt hierhergebracht hat, entwickeln meine Tabellen einen Appellcharakter – leere Felder bei Kooperationspartner_innen führen zumindest in dieser Übung schnell zu einem Thema, bei dem sich leicht kooperieren lässt.

Sosehr Anträge auf solchen diagrammatischen Techniken des Vor-Augen-Stellens beruhen mögen, zeigt sich im Kurs vor allem die Wirksamkeit besonderer Sprechformen bei der Antragsplanung: Man übt sich in einer provisorischen Rede, die sich explizit auf Eingriffe aus der Gruppe oder einer Ausschreibung ausrichtet, um die Gelingenschancen zu maximieren. Ich denke an die Anbahnung und Verlängerung größerer DFG-Anträge: Eine oder sogar zwei Übungsbegehungen mit Pseudogutachter_innen sind ja mittlerweile Standard. Vorträge werden verbessert, Abläufe durchchoreografiert und mögliche Nachfrage-Antwort-Spiele mit den Gutachter_innen entworfen. Auf den dramatischen Höhepunkt Begehung hinarbeitend, haben DFG-Projektanträge eine Tendenz zur Sprech- und Stellprobe. Und möglicherweise bildet sich hier gerade eine neue Mündlichkeit des Wissens aus, in Analogie zu dem, was Cornelia Vismann über die juristischen Kulturtechniken an der Wende zum 18. Jahrhundert geschrieben hat: Auch die damaligen Wahrheitspraktiken der Anhörung, wie Zeugenbefragung, Plädoyers und Einlassung des Angeklagten, institutionalisierten den informellen Raum vor der Verkündung des Urteils.³

³ Cornelia Vismann: *Medien der Rechtsprechung*, Frankfurt/M. 2011, 112–129.

Und ähnlich ist die gegenwärtige Wissenspraxis durch das Förderwesen an eine Sprechweise gebunden, die zugleich frei ist und klaren Verfahrensregeln folgt. Die provisorische Projektvorstellung scheint mir ein wichtiges Element der im Moment stattfindenden Institutionalisierung und Normierung des einstmals unregelten Vorraums der Forschung zu sein.

Zum Ende des Kurses hin beteilige ich mich übrigens immer inniger an den Diskussionen. Meine plötzliche Leidenschaft für Windkanäle überrascht mich selbst ein wenig, jedenfalls verkündet die Seminarleitung viel zu pünktlich die Aufkündigung der kleinen Übungsgemeinschaft. Im Gehen scheint mir dieser oberste Stock eines stillen Hochhauses in Hannover in angenehmer Weise heterotopisch jenseits aller Gelingensbemühungen zu liegen. Übungen haben auf mich immer einen dankbar zwiespältigen Effekt: Auf der einen Seite forcieren sie den Auftritt meines mehr oder minder sympathischen kontrollgesellschaftlichen Trainings-Ich, auf der anderen Seite wecken sie den Robert Walser in mir, der dann gar nicht aufhören kann zu üben. In der Probe ist man so freundlich von der Korona der Vorläufigkeit umsonnt. Ich nehme mir vor, viel mehr Kurse zu belegen, um die Un-Fertigkeit zu feiern, was auch immer für Fertigkeiten daraus hervorgehen mögen. Im Zug nach Hause grenzenloses Kooperationsbegehren, umsetzungsimune Forschungspläne und fiktive Antragskizzen für Reisen zu den Nasenaffen Borneos.
